

## **Arbeiterpriester**

### **Leben und Arbeiten im entkirchlichten Milieu**

Donnerstagnachmittag im Mietwagenzentrum am Flughafen. Über 200 Kunden werden ihre Fahrzeuge hier zurückbringen, jedes Auto wird begutachtet und eine Rechnung erstellt. Die Kunden warten ungeduldig, ununterbrochen kommen neue. Wir Servicemitarbeiter sind 3 Festangestellte und 3 Minijobber. Es ist kaum zu schaffen. Unsere Nerven und die der Kunden sind angespannt. Erst am Abend ebbt der Strom der Fahrzeuge ab. Wir räumen auf, ordnen und sortieren. Unten in der Waschstraße, im Erdgeschoß türmt sich der Müll aus den Autos. Hier haben Kollegen im Akkord mehr als 1000 Fahrzeuge, die den ganzen Nachmittag für alle Autovermieter ankamen, von innen gereinigt und Scheiben geputzt. So geht das jede Woche...

Wir arbeiten hier für wenig mehr als den gesetzliche Mindestlohn in Deutschland. Alleinstehend kommt man über die Runden, aber eine Familie damit ernähren ist ausgeschlossen. Es gibt keinen Tarifvertrag, geschweige denn einen Betriebsrat. Wer sich als Gewerkschaftsmitglied outet riskiert die sofortige Kündigung.

Ich bin hier seit 9 Jahren - als Priester, als Arbeiterpriester. Nach Insolvenz und Pleite der Textilfirma, in der ich 18 Jahre gearbeitet hatte, fand ich nach einem halben Jahr Arbeitslosigkeit die Arbeit am Flughafen. Flughafen, Internationalität, aber auch Niedriglohn und die entsprechenden Arbeitsbedingungen hatten mich gereizt.

#### **Mein Ort der Berufung ... Mein Ort der Berufung?!**

Treffen sich hier, genau hier, meine Sicht der Welt und meine Suche nach Gott? Das geht nur über Erzählen des eigenen Lebens, ist nicht zu verallgemeinern.

Mich hat seit der Kindheit beim Nachfragen bei der Elterngeneration über die dunkelste Zeit deutscher Geschichte die Frage bewegt, wie hätte ich damals gehandelt? Zu wieviel Verantwortung und Widerstehen hätte ich Kraft gehabt? Mut zu einem Zeugnis aus dem Glauben? Die Frage bewegt mich immer noch. Richtschnur für

alles, was ich tue und was ich nicht tue. Wo ich Mut habe oder mich der Mut verlässt. Wo ich mich engagiere oder es lieber bleiben lasse. Und sie ist für mich auch Frage nach Glauben, nach Gottessuche. Das ist eine Quelle.

Die andere ist das Gefühl, da wo ich bin, da wo ich jetzt arbeite und lebe, da gehöre ich hin. Hier bin ich, hier sind wir, die Kolleginnen und Kollegen auf der Arbeit, die Nachbarn im Haus, im Stadtviertel und das mir über Jahrzehnte gewachsene Band von Freundschaften vor allem zu Menschen tamilischer Herkunft aus Sri Lanka...

### **Geschichte meiner Herkunft**

Ich stamme aus einer Lehrerfamilie, mittelständig und akademisch geprägt. Gute Erziehung, Ehrgeiz einen guten Beruf zu ergreifen spielten eine wichtige Rolle. Ich habe als Jugendlicher viel Musik, Orgelmusik gespielt, oft allein in der Kirche, ein leerer großer Raum, ein einziges kleines Licht war zusehen, wenn ich abends Orgel und Kirche abschloss. Manchmal habe ich noch spät dort gegessen, in Stille, im Nachklang des gerade Gespielten.

Ich habe gesucht, oft ängstlich, oft fragend, manchmal in der Gewissheit der Gegenwart Gottes, manchmal in der einsamen Fraglichkeit und Leere.

Irgendetwas hat mich fasziniert an Glaubenssuche, aber auch an der Kirche. So dass ich mich schon früh festlegte, Theologie zu studieren und Priester werden zu wollen. Vielleicht war es die Suche nach einer Antwort, die immer wieder in Frage stand und steht, vielleicht auch nie mit Gewissheit zu beantworten ist. Und vielleicht auch die Frage, wie ist möglich, diese Fraglichkeit in der Zeit, in der jetzigen Geschichtlichkeit noch möglich zu leben?

Ich bin ein Zweifler gewesen und geliebt. Irgendwann hat mich die berühmte Bonhoeffer-Frage getroffen: wie würden wir leben „*etsi Deus non daretur...*?“ Wenn es also Gott nicht gäbe, was würde ich anders machen?

Als ich zu studieren begann, war das langsame Verschwinden der Selbstverständlichkeit kirchlichen Lebens schon zu erahnen. Ich selbst prägte für mich das Wort vom „auf der Schwelle stehen“, nicht richtig drin, nicht richtig draußen. So habe ich mich immer in Kirche und im Glauben verstanden.

In allem Zweifel, wie ich als Priester in dieser Zeit leben könnte, ließ ich mich für ein Jahr nach Brüssel schicken, in die so genannten „Freisemester“. Brüssel war schon in der 80ern geprägt vom Gegensatz der europäischen Beamtenstadt und der Stadtviertel am Rand, die mehr und mehr der Ausdehnung europäischer Büros zu weichen hatten. Leidtragende waren vor allem Migranten aus Nordafrika, die in den Vorstädten Anderlecht, Molenbeek oder Schaerbeek zuerst Wohnungen in Belgien fanden.

Ich arbeitete neben dem Studium als Freiwilliger in einem Zentrum, das ankommende Migranten in allen rechtlichen und sozialen Fragen beriet. Über die Gemeinschaft der Jesuiten, bei denen ich wohnen durfte, lernte ich die Kleinen Schwestern und zum ersten Mal einen Arbeiterpriester kennen.

Es war mir wie eine Antwort auf eine lang gestellte Frage: Die Verbindung meiner eigenen Zweifel und die Suche nach spiritueller Identität schienen mir in diesem Lebensversuch beantwortet zu sein.

Ich erinnerte mich an ein in der Jugendzeit gelesenes Buch „Die Heiligen gehen in die Hölle“ von Gilbert Cesbron. Wobei mir sowohl „heilig“ als auch „Hölle“ schon damals sehr fraglich schien.

In den folgenden Jahren meines Studiums, meines Zivildienstes, der Zeit mit den Calama-Leuten in Köln, war ich immer auch mit der Frage unterwegs, ob ich als Kind mittlerer Bürgerlichkeit einem solchen Leben „gewachsen“ bin und ob es mir im tiefsten auch angemessen ist und ich mich darin auf Dauer wohlfühlen kann. Dabei wurde ich von Freunden auch wieder und wieder gefragt, warum ich für einen solchen Weg Priester werden müsse. Eine kurze Zeit überlegte ich, Diakon zu werden. Letztlich aber setzte sich der schon lange durchgerungene Wunsch, Priester zu werden, durch.

### **Arbeiterpriester in der Diözese?**

Schon vor der Priesterweihe sprach ich mit dem viel zu früh verstorbenen Bischof Hemmerle, ob ich als Diözesanpriester „Arbeiterpriester“ sein könne. Er meinte, das sei eine Frage der Ernsthaftigkeit des Wunsches, also wenn ich nach meiner Kaplanszeit dies immer noch wolle, nicht nur als ein „Experiment“, würde er die Erlaubnis geben.

So erhielt ich nach meiner Priesterweihe 1987 und der Zeit als Kaplan 1991 eine Ernennungsurkunde des Bischofs zum „Leben und Arbeiten im entkirchlichten Milieu“. Sie gilt noch bis heute. Nach sechs Wochen als angelernter Maschinenführer in einer Textilveredlungsfirma wurden mir durch eigene Unachtsamkeit zwei Glieder des rechten Zeigefingers abgerissen. Für mich wegen meiner alten Liebe als Klavier- und Orgelspieler schon ein tiefer Einschnitt. Ich würde nie mehr so spielen können, wie ich es einst konnte.

Sollte ich den gerade wieder neu begonnenen Weg abbrechen oder war es ein Zeichen, dass in aller Tiefe dies ohne Verwundungen nicht zu leben ist? Ich machte weiter, blieb bis zum bitteren Untergang der Firma 2009 dort, zuletzt als gescheiterter Betriebsratsvorsitzender und ging mit zuletzt rund 200 Kollegen in die Insolvenz und Arbeitslosigkeit.

Während meiner Arbeitslosigkeit meldete sich der Bischof auf Routinebesuch an. Freunde warnten mich, er werde mich jetzt zur Rückkehr in die Gemeindepastoral zwingen wollen. Er aber saß bei mir im Zimmer, ich versuchte ein wenig aufgeregt ihn von meinem Lebensversuch zu überzeugen und dann meinte er nur am Ende: „... ich glaube, die Arbeitslosigkeit gehört zu Ihrem Weg mit dazu...“

### **Im Jetzt und dem Kommenden**

Jetzt bin ich wieder neun Jahre in der Firma am Flughafen. Ich bin, auch wenn ich langsam mein Alter spüre, gerne dort. Die Internationalität der oft sehr viel jüngeren Kolleginnen und Kollegen, das Mitdenken und Mitfühlen bei oft jungen Lebensgeschichten, die

schon viele Brüche erlebt haben, die Suche nach einer Spiritualität jenseits kirchlicher und religiöser Formen, die drohende oder sich entwickelnde zunehmende Spaltung des Lebens und der Gesellschaft, die wachsende Brutalität gegenüber anderen und vor allem vermeintlich Schwächeren, all diese Fraglichkeiten mag ich nicht missen. Als einer der wenigen Gewerkschaftsmitglieder will ich bis zu meiner Rente versuchen, Betriebsrat und Tarifvertrag in der Firma durchzusetzen. Aber es gibt in Wirklichkeit kaum Mitstreiter und die wenigen, die es mit mir versucht haben, sind gekündigt worden.

Seit mehr als drei Jahrzehnten habe ich viele Beziehungen mit Menschen tamilischer Abstammung aus Sri Lanka. Zurzeit wohne ich mit zwei neu Gekommenen, „Geflüchteten“ zusammen. Mir ist die jüngere, unendlich leidvolle Geschichte ihres Volkes sehr vertraut. Ich bin öfters in ihrem Tempel.

Ich versuche mich im Bündnis für Toleranz und Demokratie gegen Rassismus und Spaltung zu engagieren, mich mit anderen gegen Entwicklungen zu stemmen, die Unmenschlichkeit zur Maxime ihres Handelns machen.

### **Sich immer neu den Zeichen der Zeit stellen**

Arbeiterpriester waren in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine kirchliche und gesellschaftliche Provokation und Sensation. Heute ist das völlig anders. Kaum jemanden interessiert noch diese Geschichte, weder innerhalb der Kirche und noch viel weniger außerhalb.

Die katholische Kirche selbst hat enorm an glaubensbildendem Einfluss verloren. Skandale erschüttern zudem ihre Glaubwürdigkeit, nicht zuletzt die sexualisierte Gewalt, jahrzehntelang ein Tabu. In merkwürdigem Gegensatz zu ihrer immer noch wirtschaftlich-politischen Macht steht der sehr geringe Einfluss auf das Alltagsbewusstsein der Menschen.

Seit langem bezieht unser Kreis der „Arbeitergeschwister“ allein, die sich in der Tradition der Arbeiterpriester verstehen. Dazu ge-

hören Priester, evangelische Pfarrer, Frauen, Laien ... dennoch können wir das langsame Altern und Schwinden der zweimal jährlich an unseren Treffen Teilnehmenden nicht verhindern.

Und die Abnahme utopischen Denkens, das durch die ökonomische Globalisierung fast völlig verschwunden ist, macht die Idee solidarischen Lebens als Teil der Reich-Gottes-Verwirklichung sehr schwer. Auch unter den Kolleginnen und Kollegen gibt es nur noch sehr individuelle Träume, wenn es sie überhaupt gibt.

Im Umfeld meines eigenen Lebens halte ich das Wachhalten der Möglichkeit, die Frage nach dem tiefsten Grund zu stellen, für eine gewisse Aufgabe. Sie ist auch viel größer als die katholische Kirche, ja selbst als die christliche Botschaft. In aller Verschiedenheit möchte ich für das Recht jeder Religionsgemeinschaft in meinem Umfeld eintreten, wohl wissend, dass im globalen Maßstab Religionen immer wieder auch zu Intoleranz und Unterdrückung neigen.

Spirituell und theologisch bleibt es herausfordernd, die unbedingte existenzielle Bedeutung meines eigenen Glaubens an Jesus Christus mit dem Verständnis für Offenbarungen in anderen Religionen zu verbinden.

So bleibt im Tiefsten dieser Versuch des Lebens ein Wagnis, immer auf der Suche nach dem „*Deuten der Zeichen der Zeit*“ (Lk 12,56) mit dem Ruf Jesu an eine Gemeinschaft in seinem Sinne: „... *Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken... Bei Euch soll es nicht so sein...*“ (Mk 10,42f). Wie ist dieses Andere zu leben und wie kann ich, können wir davon Zeugnis geben? Im Sinne des Evangeliums eine ungeheuer herausfordernde und spannende Frage. Ich möchte mich ihr stellen, solange ich es darf und kann.

Albert Koolen, Arbeiterpriester, Krefeld